Umfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 25. FEBRUAR 1911/HANNOVER NUMMER 52

INHALT:

Der Spiegel

Zeichnung von Max Fröhlich



Strindberg

Von Frederik Böök

Als Strindberg vor zehn Jahren aufgefordert wurde, eine Vorrede für seine gesammelten Romane und Erzählungen zu schreiben, da antwortete er mit einem Brief, der die Spuren der Bibelstudien seines Urhebers zeigte. Er verglich sich mit dem Propheten Jesajas, der im neunundvierzigsten Kapitel sagt, der Herr habe seinen Mund zu einem scharfen Schwert gemacht und ihn als einen glatten Pfeil in seinen Köcher gesteckt, obgleich Strindberg selbst zugab, dass gegen die Glätte mehr als einmal Verschiedenes einzuwenden war. Er verglich sich mit dem Propheten Jona, der auf allerhöchsten Befehl Ninives Untergang prophezeite, aber dann erbarmte sich der Herr Ninives und Jona blieb blieb unter seinem Kürbis sitzen als ein desavouierter alter Prophet. Und Strindberg fasste seine Weisheit in die bitteren Bibelworte zusammen: ich habe vergeblich gearbeitet, ich habe vergeblich und unnütz meine Kräfte vergeudet.

Solche rabiat-selbstkritische Perioden hat Strindberg viele gehabt. Sein ganzes Leben war eine Reihe von Auseinandersetzungen, mit anderen, mit der Gesellschaft und mit sich selbst. Die Untersuchung ist summarisch und das Urteil unerschütterlich streng gewesen, wie es leicht geschieht, wenn Ankläger, Zeuge und Richter und zuweilen auch Angeklagter dieselbe Person sind. Die Walstatt von Strindbergs Leben und Kämpfen erinnert an nichts so sehr wie an eine alte schwedische Exerzierheide: gefurcht, zertreten, durchpflügt von Märschen hin und her, von Ganzwendungen und Frontveränderungen, die Luft widerhallend von harten Worten und donnernden Kommandorufen, aber trotz alledem stimmungsvoll und nicht ohne einen Hauch von primitiver Religiosität.

Es gibt wohl kaum einen Menschen, dem es so leicht fiel, seine Meinung zu ändern wie Strindberg. In dem Heim seiner Seele ist ein beständiges Kommen und Gehen gewesen. Da wurden Darwin nnd Spencer eines Tages zum Hochsitz geführt, um am nächsten mit einer ausdrucksvollen Geste zur Tür hinausgewiesen werden; da huldigte man der Wissenschaft auf den Knieen als aller guten Haben Spenderin, um sie gleich darauf unter Injurien und Schimpfworten über die Treppe zu werfen, während die Religion und Svedenborg den etwas unruhigen Ehrenposten einnahmen. Wahrscheinlich, Strindberg ist Herr in seinem Hause gewesen. Die Arbeiterfrage war abwechseled ein zentrales Lebensproblem und ein erdichteter Hnmbug; die Kultur ein Segen und ein Fluch. Man muss an die Fetischanbeter denken, die alles zwischen Himmel und Erde von dem neuen Götzen erwarten, ihm aber, wenn er das nicht hält, was er nie versprochen hat, ins Gesicht spucken und ihn verbrennen.

Strindberg hat in seiner Selbstbiographie eine Epoche seines Lebens die „Gährungszeit" genannt. Welche liebenswürdige Naivität. Als ob er je in diese Periode hinein oder aus ihr herausgekommen wäre! Er verändert sich und altert ebensowenig wie die Naturkräfte. Bei ihm herrscht eine ewige Gährungszeit; es kann aufsteigender Frühlingssaft oder fressende Schwefelsäure sein — aber es lebt ewig.

Er ist nie eine intellektuelle Persönlichkeit, eine geistige Einheit geworden, und er wird es nie werden. Die Ursache liegt nicht im Mangel an intellektueller Kraft oder Scharfsinnigkeit, auch nicht in dem Fehlen theorethischer Interessen, Kenntnisse, Ideen — wer sein ganzes Leben lang als wissenschaftlicher Dilettant aufgetreten ist und im Alter von fast sechzig Jahren drei Blaubücher geschrieben hat, um sämtliche Wissenschaften zu reformieren, muss über einem solchen Verdacht stehen. Das unübersteigliche Hindernis liegt in dem Strindbergschen Temperament. Er kennt die Gesetze für den Umgang mit Ideen nicht, und sein ganzes Wesen ist ein Protest gegen sie. Er weiss nicht, dass sie sich noch öfter wie Sterne aus einer Frühlingsdämmerung loslösen. Und er weiss vor allem nicht, wie Gedanken keimen und blühen, beschnitten werden und neue Triebe ansetzen, in Kritik und Selbstprüfung wachsen, wie sie reifen. Ideen werden nicht mit Gewalt geraubt wie Wikingerbräute, und sie eignen sich auch nicht zu Stichwaffen und Wurfgeschossen in den Duellen der persönlichen Affekte und Leidenschaften. Als Strindberg die Gleichstellungsbestrebungen der Frauen kritisierte, freute er sich, wenn er eine Notiz über eine verbrannte Fabrikarbeiterin las; und als der Held in „Einsam" sah, dass sein Kind schön war, gab er die Descendenztheorie auf. Mit dieser Gesinnung wird man kein Streiter des Geistes, auch wenn man wie Strindberg Utilist gewesen ist, die Kunst verachtet und seine Lebensaufgabe darin erblickt hat, ein Wahrheitskämpfer und Ideenverbreiter zu sein.

Es gibt kaum ein eklatanteres Beispiel mangelnder Selbsterkenntnis, als wenn Strindberg um die Mitte der Achtzigerjahre ernstlich daran denkt, die Dichtung aufzugeben, um sich der Gesellschaftsreform, der sozialpolitischen Schriftstellerei zu widmen. Olle Montanus als Reformator! Wer hat nicht im vierundzwanzigsten Kapitel des „Roten Zimmers" die unsterbliche Vorlesung über Schweden genossen, aber wer hätte ahnen können, dass der Verfasser den humoristischen Blick, für das Phänomen so ganz verlieren könnte, um selbst mit seinen „Schlafwandlernächten" und „Blaubüchern" in Olle Montanus Fusstapfen zu treten.

Aber auch die schlimmsten Vorsätze vermögen nichts gegen die Stimme der Natur. Wie sehr Strindberg auch die Poesie geschmäht hat — Poet ist er, ein grosser Poet und nichts anderes als ein Poet. Wenn man des Frauenhasses, der virtuosen Kampfszenen, der schmählichen Polemik und der boshaften Sophistik, der quasigenialen Einfälle und der pharisäischen Religiosität dieses Heiligen der jüngsten Tage tötlich müde geworden ist, dann gibt es nur ein Mittel das hilft: seine „Hemsöer", „Meister Olof", das „Rote Zimmer", „Schwedische Schicksale und Abenteuer" aufzuschlagen Während man die Blätter wendet, vergisst man das, was vergessen werden soll, und man gedenkt dessen, was die Nachwelt am denkwürdigsten finden wird: des genialen Dichters.

Sucht man den charakteristischen Ausdruck für Strindbergs Dichternatur, so bietet sich kein anderer als ihn den grossen Naturalisten der schwedischen Literatur zu nennen. Aber es gibt viele Arten von Naturalismus. Mit dem französischen Schulnaturalismus, der seinem Wesen nach eine literarische Ingenieurskunst ist, mit weitläufigem Materialsammeln und geduldigen Berechnungen, hat Strindberg wenig gemein, wenn er auch oft von ihm inspiriert wurde und zuweilen versuchte, mit ihm zu wetteifern.

Strindbergs Naturalismus ist von weit persönlicherer und primitiverer Art. Man findet ihn schon in den ersten Prosawerken, er liegt in der offenen, unreflektierten Empfänglichkeit, in den unbegrenzten Reaktionsfähigkeiten, in dem frischen Appetit auf alle Phänome des Lebens. Welche künstlerische und psychologische Entdeckerfreude, welche seltsam geschärften Sinne.

Voll entwickelt hat sich der Strindbergsche Naturalismus im „Roten Zimmer". Der Beobachter, der sich seiner ausgedehnten und vielseitigen Sachkenntnis freut, der Erzähler, der es unverhohlen geniesst, sich mit Ereignissen, Personen und Aufgaben zu tummeln, der Kritiker, der glücklich darüber ist, ein scharfes Messer zwischen den Fingern zu haben, und der wie ein Knabe alles zerlegt, was ihm in die Hände fällt — diese glückselige Dreieinigkeit hat das „Rote Zimmer" gedichtet. Es soll eine Indignationsschrift sein, eine bittere Abrechnung, aber welch festliche Laune leuchtet nicht darüber — ein Frühlingssturm bei vollem Sonnenschein und mit weissen Wölkchen, die tanzen.

Das Bewundernswerte des Strindbergschen Naturalismus liegt selten in dem bedeutungsvollen Zusammenhang oder der stilvollen Architektur der Ereignisse, nicht in der objektiven Richtigkeit oder Konsequenz der Charakterschilderung, es liegt in dem mitreissenden Leben und der brutalen Wahrheit der Details. Strindberg genügt es nicht, dass man die Dinge sieht, man spürt sie an der Haut, man stösst sich an ihnen, wenn wir ganz plötzlich vor ihnen stehen. Er ist weder der Konstrukteur, der sein Werk vor unseren Augen aufbaut, noch der Dekorationsmaler, der uns Illusionen und perspektivische Augenfreude bereitet, er ist der Zauberer, der uns die Dinge gerade vor der Nase herausschüttelt — manchmal recht unangenehm, denn es sind nicht immer Apfelsinen und Kanarienvögel, die er hervorzaubert.

Strindbergs Stil, der bewunderte und vielbesprochene, ist bei diesen Wunderwerken sein geheimnisvoller Zauberstab. Die Worte liegen wie massive Farbenflecken auf einer Palette, sie haben drei Dimensionen mindestens, sie sind nicht Begriffe, sondern Dinge mit Form und Farbe und Geruch. Die Saftigkeit und Anschaulichkeit, die Strindbergs Prosa besitzt, trifft man sonst nur in den autochthonen Schöpfungen der Volkssprache. Aber seine sprachliche Genialität ist auch im wesentlichen eine Wortgenialität: treffende, tötliche, suggerierende Redewendungen, Schimpfworte, neugebildete Worte, geladene Worte, die an der Stirn des Widersachern explodieren, knapper konziser Stil, der das Ereignis oder den Gedanken intensiv zusammendrängt. Aber er ist nicht im selben Grade der grosse Stilist, wenn es sich um die Periode und die reiche Satzzusammenfügung handelt; er ist fahrlässig und unlogisch, er kennt nicht die Geheimnisse des Rhythmus, die unerschöpflichen Nuance und unbeschreiblichen Variationen der Melodie, er weiss nicht, wie die geheime Ironie, das verschwiegene Gefühl, die müde Gleichgültigkeit, die unterdrückte Leidenschaft unter der Oberfläche der Sprache glühen und sie in geheime Schwingungen versetzen können, dem Eingeweihten vernehmbar. Bei ihm brennt das Feuer immer auf offenem Herd Er geht gerade aufs Ziel los wie ein Berserker. Das sind oft herrliche Schauspiele, aber es gibt raffiniertere.

Der Strindbergsche Naturalismus steht am höchsten, wenn er seine üppige und spontane Freude an der bunten, inhaltsreichen Welt der Realitäten bewahrt: die kranke Blässe des Nachdenkens ist viel weniger kleidsam für ihn. Wie haarspalterisch sind nicht die Versuche, physiologische Schilderungen von Seelenprozessen zu geben („Am offenen Meer"), wie wenig fruchtbar ist nicht nicht die Problemstellung in „Utopien" oder „Tschandala"! Die Amalgamierung von Wissenschaft und Kunst glückt Strindberg nicht, der so rücksichtslos mit Ideen zu Werke geht und der ein so unreflektierter und leidenschaftlicher Künstler ist. Dazu bedarf es viel besonnenerer, lauerer Naturen. Er ist der Schmied, der den Hammer fallen lässt, während der Kopf ebenso heiss ist wie das Eisen; es wird keine Ziselierarbeit, aber ein Schmiedewerk, das seinen Meister lobt.

Als Künstler hat Strindberg wohl nie höher gestanden als in den Erzählungen aus den Schären. Da ist Vertrautheit mit Natur und Menschen, da ist Liebe zu ihnen — und die Liebe ist auch in der Kunst das befruchtende Prinzist. In den Hemsöern sind keine polemischen Tendenzen, die die Proportionen verrücken, keine wissenschaftlichen Phantome, die den Blick umnebeln. Die Hemsöer sind das Meisterwerk. Nie hat Strindberg seine Figuren so allseitig und konsequent gebildet, wie hier, nie hat er Gruppierung, Zusammenhang, Relationen, Landschaft und Nebenpersonen mit so vollendeter Kompositionskunst gegeben. Er, der sonst eine einzige Situation hervorpresst, einen einzigen Plan von Ereignissen beleuchtet, er hat hier eine allesumfassende Sicherheit, ein Gleichgewicht, eine künstlerische meisterhafte Ruhe. Ueber diesen Bildern aus den Schären mit ihren wechselnden Lichtern, mit der erlesensten, verschwenderischsten, liebevollsten Kunst wiedergegeben, wölbt sich ein klarer Sommerhimmel, scheint eine grosse, gelbe Sonne, die über einem grossen Dichter im Schaffensglück leuchtet.

Die Strindbergschen Dramen stehen ebenfalls im Zeichen des primitiven Naturalismus. Er schrieb in Fräulein Julie ein konsequent und bewusst naturalistisches Trauerspiel, unwirklich in der Konstruktion. Doch die Szenen leben, die Details leben. Es gibt niemanden, der das gehetzte und gejagte Leben der Minute, den Knall des Zusammenstosses, die zischenden Dämpfe des Zornes mit so unheimlicher Kraft geben kann, wie Strindberg. All das Animalische, Ursprüngliche im Seelenleben, den Hass und die Erbitterung, den Kampf zwischen feindlichen Willen, aber auch den Selbstverzicht, die Müdigkeit, die Unterwerfung — hat niemand so wiedergeben können wie er. Strindberg kann selten eine elementare dramatische Wirkung verfehlen — und seine Repliken gehören nicht zu denen, die man überhört, seine Effekte sind zuweilen ebenso zu ignorieren wie Explosionen, — aber er kann die dramatische Einheitswirkung verfehlen, den Zusammenhang, die psychologische Entwicklung. Es gibt Dramen von Strindberg, die an ein misslungenes Feuerwerk erinnern: es knallt und blitzt und zischt, aber aus all der Vernichtung steigt keine Lichtfigur empor.

Doch wie machtlos wird nicht jede gezogene Linie, innerhalb derer man Strindbergs Künstlergenius zu begrenzen versucht. Der Naturalist mit dem klaren und scharfen Auge ist auch der Mystiker, der Svedenborg in seine translunarische Welt folgt, der das dunkle Spiel der Träume und die Abgründe der Seele schildert. Nur die Unwissenheit oder die prinzipielle Beschränktheit verweist Strindbergs ganze religiös mystische Vorstellungswelt ohne weiteres in die Rumpelkammer des bedeutungslosen Aberglaubens, Und doch wird Strindbergs religiöses Leben von dem Dickicht des Aberglaubens so sehr überwuchert, dass man nur widerstrebend diese Flur seiner Dichtung betritt. Seine Religiosität hat nichts von Altar und Opferflamme

nichts von germanischem Heroismus, von prometheischem Zweikampf mit den Göttern. Sie hat einen dunklen, uralten Zug von Unterwerfung unter rachsüchtige Mächte, sie wird von Spuk und Drohung und Vergehungen umwoben, und ihr Sinnbild ist die lappländische Zaubertrommel, in der Hexenkünste und Prophezeiungen schlummern.

Durch ihren unerhörten Umfang und Reichtum, durch ihre elementare Kraft erhebt sich Strindbergs Dichtung zu den Höhen der grossen Kunst. Wenn sie nie jene Erhabenheit und sublime Grösse erlangt hat, die den höchsten menschlichen Lebensäusserungen vorbehalten ist, so beruht dies auf den vulkanischen Urgrund der Affekte, der die langsame und definitive Synthese unmöglich macht. Strindbergs Kunst lässt sich nicht mit einem Baum vergleichen, der aus geheimnisvollen Tiefen Nahrung saugt und sich, allen Stürmen zum Trotz, langsam zum Himmel erhebt. Besser könnte man sie mit dem Meer vergleichen, blau und hell im Sonnenschein, aschgrau unter den Fittichen des Orkans, mit unbekannten Fabeltieren in der Tiefe, reich an Märchen und Zauber, an den Strand donnernd, mit der Brandung schäumend, salzig und erquickend, mit lächelnden Idyllen in den schimmernden Sunden zwischen den Schären, und tiefen, unergründlichen Liedern, denen die Menschen mit Entzücken und Grauen lauschen.

Gedichte

Von Marie Pukl

Versuchung

Wohin lauscht die Nacht?
Dem Dämmer nach,
Der in der Grases Kühle kroch?
Sie lauscht nach uns!

Verwegene Hände langen
Leiselind aus Dunkeltiefen
Nach uns.
Verschleiern unsere wächterklugen Augen.

Da sinken blasse Grenzen
Und goldene Wellen brechen aus,
Die tänzelnd überufer schlagen
Dahinter saust die Flut — —

Sie reisst an tönendem Gehäuse,
Krystallen singt die Luft,
Vom Föhn gepeitscht . . . .

Mütterlichkeit

Noch glänzt des Frührots Feuerschimmer
Auf dunstverhangenen Höhen,
Noch locken die blauen Blumen —
Und schon erklommener Mittag!
Sanftgeböschte Tiefen,
Und Hänge, drauf die Heerden grasen.
Wehre deine Zukunft ab,
Die bänglich Schritt und Tritt erwägt!
Du bist der Schatten deiner Tritte,
Es rankt an ihnen
Das neue Werden in die Welt.

Rettungsaktion

Aus dem Tagebuch eines sehr gewöhnlichen jungen Menschen

Von Thaddaeus Rittner

Schluss

Wir sassen gestern beim Nachtmahl wie gewöhnlich in folgender Ordnung: Oben sie, rechts Kohler, links ich und unten der Bucklige und der Kassier.

Es gab Schweinsbraten mit Kraut, und dann brachte man eine sehr schöne gelblichweisse Mehlspeise.

„Das gehört nicht zur Pension", sagte der Kassier, das ist sozusagen umsonst. Ihr könnt soviel nehmen, als euch beliebt."

Nach der Mehlspeise liess der Kassier eine Flasche Wein holen.

„Anton!" rief die Kassierin und wechselte Blicke mit ihren Nachbarn.

„Wir trinken nicht," sagte sehr bestimmt Kohler.

„Schon gut," dachte ich „das kennen wir." Und ich fühlte schon im Munde den süssen Geschmack des Weins.

Aber der Wein wurde nicht geholt.

Der Kassier lächelte wie ein krankes Kind. Dann fuhr er das Mädchen an.

„Hören Sie nicht? Was heisst das?"

Das Mädchen schaute auf ihre Frau und zuckte verlegen mit der Achsel.

Eine neue Ordnung? dachte ich unangenehm enttäuscht — jeden Tag hatte man seinen Wein und jetzt, auf einmal . . . . .

„Ich liebe ungemein Bourget," sagte die Kassierin.

Der Kassier lachte überlaut und scharf.

„Aurora! Jetzt ist vom Wein die Rede."

„Es gibt keinen Wein," flüsterte milde die Kassierin.

Da liess sich plötzlich der Bucklige hören:

„Und ich hätte grosse Lust darauf," sagte er ganz deutlich.

Seine Stimme hatte etwas Herausforderndes, wie bei brustkranken Fanatikern.

„Worauf?" fragte Kohler indigniert.

„Auf Wein", antwortete Knopf, so bestimmt, als spiele er Karten und sagte „rekontra."

„Es gibt keinen", wiederholte Aurora.

Da stand der Kassier auf, ging zum Buckligen und küsste ihn auf die Stirn.

Ich errötete vor Scham. Und es herrschte tiefes Schweigen.

„J . . . ich liebe auch Bour . . . get," stotterte Kohler.

Der Kassier ging auf sein Zimmer.

* * *

Kohler ist überall. Er tut ungemein wichtig und macht das ganze Haus unsicher. Er hat die Geschäftigkeit eines Komiteemitgliedes am Tage des grossen Volksfestes mit Feuerwerk und Tombola.

Er war auch bei mir.

„Ich ersuche Sie um ihr Ehrenwort, dass Sie dem Kassier keinen Heller leihen."

„Bitte sehr, nur möchte ich wissen . . . . "

„Die Sache ist die . . . . "

Die Sache ist die, dass es sich um die Existenz einer armen unschuldigen Frau handelt. Abgesehen davon, dass dem Kassier das Delirium tremens droht. Bei Frau Aurora habe ein Beamter vorgesprochen und ihr erklärt, der Kassier würde unbedingt seinen Posten verlieren, falls er sich nicht baldigst das hässliche Laster des Trinkens abgewöhnt."

Ich verstehe.

Frau Aurora und Kohler sind angeregt, ich möchte sagen: feierlich gestimmt. Denn sie haben einen Menschen vom Untergang zu retten. Sie sagen sich sogar aus Zerstreutheit „du" vor fremden Leuten. Sie konfiszieren gemeinsam alle auffindsamen Flaschen, durchsuchen alle Kleidungsstücke des Herrn Kassiers.

Kurz es ereignen sich Dinge. Man agiert eifrig. Im ganzen Hause darf es nichts Alkoholisches und im Besitze des Kassiers keinen Kreuzer geben.

. . . . Ich verstehe und bin selbst angeregt.

Die Frau Kassierin und Kohler rauschen gleichsam mit den Flügeln, wie zwei Engel.

Der Bucklige sitzt im Salon, auf dem Sofa, lächelt merkwürdig und denkt.

„Ja," sage ich zu Kohler, „der Bucklige leiht ihm Geld."

Kohler klopft mir beruhigend auf die Schulter.

„Knopf reist heute weg."

„Ah?!"

„Auf Ferien."

. . . . „Ausgezeichnet."

* * *

Der Bucklige ist glücklich fort. Wir sind jetzt sozusagen entre naus.

Der Herr Kassier geht gerade unten auf der Strasse. Und ich schaue vom Fenster aus zu. Denn das Mädchen, das eben in meinem Zimmer aufräumt, machte mich darauf aufmerksam.

„Da geht unser Herr . . ."

Dann fügte sie hinzu:

„Aber . . . . er wackelt wieder."

Unglaublich, er ging tatsächlich ein wenig unsicher. Wiewohl er doch kein Geld bei sich haben konnte.

„Dies dauert nicht lange, beruhigte mich Kohler," jetzt gewährt man ihm noch Kredit . . . Aber dies dauert nicht lange . . . . ."

. . . . . . Nur die Abende sind jetzt langweilig.

Bei Tisch erzählt der Kassier mit Unlust Anekdoten. Dabei schaut er zuweilen auf seine Frau und auf Kohler, die sich aus Zerstreutheit „du" sagen.

. . . . . . Ich selbst sehne mich nach Wein.

Es ist zwei Uhr nachts und ich kann nicht schlafen. Denn ich vertrage keinen Karbolgeruch.

Ich erlebte heute folgendes:

Am Abend — in meinem Zimmer war es schon dunkel — kam zu mir der Kassier. Ich erhob mich hastig.

„Leihe mir einen Fünfer," bat er leise.

Erst jetzt erkannte ich ihn.

„Eigentlich hättest du vorher anklopfen können," sagte ich aufgeregt.

„Entschuldige," flüsterte der Kassier.

„Zum Teufel," dachte ich, er sagt „entschuldige?"

Und ich versuchte die Lampe anzuzünden.

„Lass es," hielt mich der Kassier zurück und ich fühlte, dass seine Hände kalt waren.

Wir standen uns gegenüber, sein Gesicht konnte ich bei der Finsternis nicht sehen.

„Ich kann dir nichts leihen," sagte ich.

„Nicht?"

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben, dass ich dir nichts leihe." Dann wollte ich wieder die Lampe anzünden. Aber er fasste mich wieder bei der Hand.

„Wozu? Lass es!!! Mir ist so, als hätte ich ein anderes Gesicht."

„Was?"

„Nichts. Ein Scherz . . . . Ich wollte nur sagen, dass es schwer gehen wird."

„Was wird schwer gehen?"

„So zu leben . . . . Ohne alles."

„Er ist nüchtern," dachte ich ängstlich.

Ich begann laut und natürlich zu sprechen.

„Hör mal, wie war das mit den beiden . . . . Ungarn? Du weisst ja. Du hast einmal davon zu erzählen begonnen, von den Ungarn, die gewettet hatten . . . . . "

Er schwieg.

Ich wiederholte nervös:

„Du! . . . Hör mal! Wie war die Geschichte von den . . . . ?"

Ich dachte, er ist nüchtern. Und ich konnte nicht länger aushalten.

„Willst du Wein?" fragte ich munter, zähneklappernd. Und ich lief zu Tür.

„Warte hier," sagte ich schnell, „ich komme sofort zurück! Willst du Wein? Ich werde nachsehen, vielleicht finde ich welchen . . . Ich frage das Mädchen."

Ich lief hinaus. Ich suchte im ganzen Hause nach Aurora und Kohler.

Plötzlich bemerkte ich, dass ich nur immer die Treppe hinauf und hinablief . . . . Ganz sinnlos.

Dann hörte ich Stimmen . . . Ich suche überall herum und sie sind in meinem Zimmer.

. . . . . Wie im Traum.

Ich kehre auf mein Zimmer zurück, denn ich höre von dort die Stimmen.

Im Zimmer sind viele Menschen. Aurora, Kohler, die Dienstboten.

Und überall Blut, Blut . . . .

Auf dem Boden liegt der Kassier. Er hat sich mit meinem eigenen Rasiermesser . . . .

Es ist zwei Uhr nachts. Und der Leichnam ist längst wo anders.

Aber ich kann trotzdem nicht schlafen.

Ich vertrage keinen Karbolgeruch.

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

XXXVII

Das unterseeische Ereignis

Die grünen Streifen verloren allmählich ihre grade Form und zogen sich bald im Zickzack durch das

Meer, das immer heftiger zu leuchten begann und dann in unbeschreiblichen Farbenspielen aufflammte, dass den Utopianern fast die Augen geblendet wurden.

Und die Sterne verblassten am Himmel.

Das Morgengrauen machte auch die Farbenspiele im Wasser blasser.

Und plötzlich brach ein Sturm los, dass den Utopianern die Kopfbedeckungen wegflogen.

Und in dem Punkte, von dem die grünen Streifen ausgegangen waren, stieg eine Wassersäule in die Luft, leuchtete ganz hellgrün und erreichte eine furchtbare Höhe.

Und aus der Spitze der grünen Säule flogen rotglühende Kugeln heraus in den Himmel hinauf.

Und danach schien sich das ganze Meer aufzuheben, und es entstand in ein paar Sekunden eine zweite ungeheuerliche Wassersäule, die mindestens drei Meilen breit war — und nun auch eine ungeheure Höhe erreichte — und danach in weissen Strudeln zusammenstürzte.

Dabei brach der Sturm so heftig los, und gleichzeitig erzitterte der Felsenboden so furchtbar, dass alle Utopianer zu Boden stürzten.

Als die Gefallenen sich wieder aufrichteten, sahen sie das Meer nur als ungeheure Schaummasse, aus der immer wieder farbige Wolken herausqualmten, sodass allen Hören und Sehen verging.

Und dieses grossartige Schauspiel hielt bis zum Sonnenuntergange an.

Und der Utopianer bemächtigte sich eine unbeschreibliche Erregung, die sich in ganz widersinnigen Vermutungen Luft machte.

So kam es, dass sich plötzlich die Nachricht verbreitete, dieses unterseeische Ereignis wäre ein von den Barbaren arrangierter Minenangriff — und der Bartmann müsste Näheres darüber wissen.

Geheimpolizisten hatten auch zufällig den Bartmann entdeckt und ihn in heftigster Form zur Rede gestellt und dabei sah Bartmann den Oberlotsen vor sich, und der Oberlotse rief:

„Sie haben, mein Herr, vor einigen Wochen auf unserem Leuchtturm Längeres und Breiteres darüber geredet, was hinter der Erscheinungswelt zu suchen sei. Sie sind in verdächtiger Weise mit einem Luftwagen grade zum äussersten Leuchtturm gekommen, um wahrscheinlich zu spionieren."

„Das ist ja lächerlich!" schrie der Bartmann. Und er war nahe daran zu erklären:

„Ich bin Euer Kaiser, Philander der Siebente!"

Daran wurde er aber durch das furchtbare Getöse, das jetzt mit erneuter Kraft losbrach, und abermals alle Utopianer zu Boden warf, verhindert.

XXXVIII

Die Kriegsingenieure

Glücklicherweise waren achtzig Kriegsingenieure zur Stelle, die von dem Verdachte erfuhren und sofort den Bartmann aus seiner schlimmen Lage befreiten; sie erklärten einstimmig, dass hier von Minenarbeit und Barbarentaten keine Rede sein könnte.

Bartmann aber war selbstverständlich der Mann des Tages geworden, und die Utopianer brachten jetzt die Bartmannschen Aeusserungen über das, was hinter und unter der Erscheinung lebte, mit dem Unterseeereignis in anderer Weise zusammen, und es machte sich überall die Meinung geltend, dass sich in diesem Bartmann doch wohl ein grosses Ahnungsvermögen ausgebildet haben müsste. Währenddem erklärten die Kriegsingenieure heftig, dass sie für den Schutz des Kaiserreichs volle Garantie böten; sämtliche Grenzbefestigungen seien im besten Stande und an Barbarenangriffe könne garnicht gedacht werden.

Nun waren aber mit der Grenzbeschützung nur tausend Kriegsingenieure betraut; diese hatten aber so vollendete Maschinen in ihrer Hand, dass sie leicht nachweisen konnten, wie gut Utopia geschützt sei.

Ein Heer gabs in Utopia nicht; das ganze Grenzschutzwesen wurde von den tausend Kriegsingenieuren ganz allein geleitet.

Bartmann aber hörte, dass der Staatsrat zur Sturmküste kommen würde, und da zog ers doch vor, so schnell wie möglich davonzufahren, um nicht erkannt zu werden.

Die Schaumstrudel wurden nun allmählich weniger heftig; die Tätigkeit des unterseeischen Vulkans schien aufgehört zu haben.

Und nach drei Tagen hörte man eines Morgens das Rauschen der Schaumstrudel langsam verklingen. Und als es nun heller Tag geworden war, sah man — statt des Meeres — einen grossen Sumpf.

XXXIX

Der Sumpf

Dass das Meer plötzlich verschwunden war, erzeugte nun selbstverständlich abermals eine gewaltige Aufregung im Kaiserreich Utopia. Und in kurzer Zeit kamen alle Utopianer, sobald sie nur die nötige Zeit hatten, zur Sturmküste, um sich das grosse Wunder anzusehen.

Der grosse Sumpf war es allerdings auch wert angesehen zu werden, denn die Formationen, die er aufwies, hatten des Wunderbaren genug.

Zunächst machte sich der Sumpf durch unglaublich viele schillernde Farben bemerkbar, und dann veränderten sich die Schlammassen immerzu — es schob und drängte sich das ganze Sumpfgebiet und blieb in ständiger Bewegung und erzeugten Hügel und Täler und kleine wandelnde Bergrücken, und besonders interessant waren plötzliche Trichterbildungen, die für kurze Zeit gestatteten, tief ins Innere zu blicken.

Aber die trichterförmigen Versenkungen schwanden immer wieder, und die Mitglieder des Staatsrates und die Männer der Wissenschaft standen ganz ratlos vor diesem Schlammreich, und auch der Kaiser Moritz sagte blos:

„Das ist ein Sumpf, in dem wir Alle zu Grunde gehen könnten!"

Von dieser Bemerkung nahm man aber kaum Notiz.

XL

Der ungeduldige Staatsrat

Die Mitglieder des Staatsrates waren nun auch sämtlich zur Sturmküste gekommen, um das grosse Naturwunder anzustaunen; das Meer trat immer weiter zurück, und die Schlammberge des Sumpfes blieben in ständiger Bewegung, und von den Männern der Wissenschaft wurde immer wieder die Frage erwogen, ob neue Ausbrüche des Erdinnern zu erwarten seien.

Der Utopianer bemächtigte sich eine immer heftigere Erregung, und von vielen Seiten wurde nach dem alten Kaiser Philander verlangt, der doch sonst bei viel weniger wichtigen Gelegenheiten niemals mit interessanten Meinungsäusserungen zurückgehalten hatte.

Und der Staatsrat beschloss dementsprechend, sehr ungeduldig zu tun und beim Kaiser Philander in Schilda anzufragen, was jetzt geschehen solle.

Diese Anfrage erschien ganz natürlich, da der Kaiser Moritz in sehr missgelaunter Stimmung nach Ulaleipu zurückgefahren war.

Aber aus Schilda kam nur ein kurzes Telegramm des folgenden Inhalts:

„Der Kaiser Philander hat wirklich keine Zeit, sich mit Naturereignissen, an denen er nichts ändern kann, zu beschäftigen. Danken wir dem Geiste, der alles lenkt, für das grössere Naturereignis, das darin besteht, dass allen Utopianern kein Haar dabei gekrümmt ist. Hoffen wir, dass die Utopianer auch für die Folge gesund bleiben. Man beachte, dass Sumpfgegenden stets ungesunde Dünste ausströmen, und demnach verhindere man, dass die Neugierigen zu lange an der Sturmküste verweilen."

Dieses Telegramm trug keine Unterschrift und zur Beruhigung der Gemüter nicht viel bei; die Bemerkung von der ungesunden Sumpfluft wurde vielfach erörtert und der Staatsrat sauste schleunigst mit den elektrischen Hofwagen nach der Hauptstadt des Landes, allwo er auch förderhin äusserlich sehr ungeduldig tat, ohne es innerlich zu sein, da die Tatenlosigkeit des Kaisers in Schilda allen Mitgliedern des Staatsrates sehr wohltuend vorkam.

XLI

Der kaltgestellte Humorist

Der Kaiser Moritz schrieb währenddem an Frau Lotte Wiedewitt, Gemahlin des Kaisers von Utopia, den nachstehenden Brief:

„Liebes Lottchen! Jetzt bin ich schon volle acht Wochen Kaiser, und Du denkst sicherlich, ich schwimme hier in der reinsten Glückseligkeit. Das ist aber nicht der Fall. Ich finde mich in meiner neuen Stellung einfach nicht zurecht. Die Leute sind hier zu ernst. Ich hoffte, für die Stadt Schilda etwas Vernünftiges tun zu können — das ist mir aber, wie Du wohl erfahren hast, total missglückt. Nun sind mir noch manche launige Einfälle gekommen — aber der gute Staatsrat kam meinen launigen Einfällen nicht freundlich entgegen Ich bin in Schilda zu Hause und nicht im ernsten Ulaleipu. Hier ist alles prächtig und sehr praktisch eingerichtet. Staatsverbesserungen kann ich also nicht vornehmen. Und für Staatsverulkungen hat man hier keinen Sinn. Ich habe hier das Lachen verlernt. Ich bin kaltgestellt. Ich pfeife im Grunde genommen auf allen Luxus und auf alle Bequemlichkeiten ganz energisch. Schliesslich ist auch dieses Wohlleben nur eine Beengung der Gedanken. Und darum sehne ich mich nach Dir, liebes Lottchen. Du musst mir das Lachen wieder beibringen. Der Sumpf an der Sturmküste hat hier die die Situation noch ernster gemacht. Die Erhebung des Meeres muss ja wohl kolossal ausgesehen haben; die kinematographischen Bilder wirken ja einfach niederschmetternd.

Was soll ich aber, der ich doch eigentlich Moritz Wiedewitt heisse, dazu sagen? Ich wundre mich nur, dass man bei all der Aufregung und bei den Erderschütterungen so viel photographieren konnte Ich habe so die Ahnung, als könnte uns der grosse Sumpf ein grosses Unglück bringen. Und darum komm schnell her. Du bist mir jetzt wichtiger als ganz Utopia. Ich bin wirklich in sorgenvoller Stimmung und ganz wider meinen Willen zu ernst geworden. Setz Dich gleich in den nächsten Zug und komme her. Telegraphiere und komme! Ich bin Dein lieber Moritz Kaiser von Utopia und Trauerklops."

Und die Lotte Wiedewitt telegraphierte und kam.

Fortsetzung folgt

Ich tanze in der Moschee

Du musst mich drei Tage nach der Regenzeit besuchen, dann ist der Nil zurückgetreten und grosse Blumen leuchten in meinen Gärten und auch ich steige aus der Erde und atme. Eine sternenjährige Mumie bin ich und tanze in der Zeit der Fluren. Feierlich steht mein Auge und prophetisch hebt sich mein Arm, und über die Stirne zieht der Tanz eine schmale Flamme und sie erblasst und rötet sich wieder von der Unterlippe bis zum Kinn. Und die vielen bunten Perlen klingen um meinen Hals . . . . . . o, machmêde macheï . . . . . . hier steht noch der Schein meines Fusses, meine Schultern zucken leise — machmêde macheï, immer wiegen meine Lenden meinen Leib, wie einen dunkelgoldenen Stern. Derwi, Derwisch, ein Stern ist mein Leib! . . . . Machmêde macheï meine Lippen schmerzen nicht mehr . . . rausche — süss tröpfelt mein Blut und meine Schultern beben Düfte und immer träumender hebt sich mein Finger — geheimnisvoll, wie der Stengel der Allahblume. Machmêde macheï fächelt mein Antlitz hin und her — streckt sich viperschnell und in den Steinring meines Ohres verfängt sich mein Tanz. Machmêde macheï, machmêde machmêde . . . .

Else Lasker-Schüler

Gegen „Lyrik"

Man höre endlich auf, von „Lyrik" zu reden. Dieses Wort riecht fade und nach Allegorie; an eine Leier erinnert es, die sehr geschwungen aussieht und von seelenvollen Wurstfingern einer weiblichen Gestalt (Muse) geschlagen wird; emphatisch gequetschter Speck sind die Finger, die Gestalt aber blickt gen Himmel und ist von Gulbransson gezeichnet.

Dazu kommt, dass viele Leute das y in „Lyrik" wie i sprechen, wodurch der Wahn gefördert wird, ein gutes Gedicht müsse sangbar sein.

. . Neben den Referaten über einen Ausschnitt Welt (Roman, Novelle), neben dem auf die Beine gestellten Stück Schicksal (Drama), neben den philosophäden Mischformen (Dialog, Glosse, Essay) haben wir nun einmal jene musikhafte Art: wie man aus

tausend morgenländischen Rosenblättern ein einziges Tröpfchen Rosenöl presst, so aus einer Unzahl von grossen, kleinen Erlebnissen (Erfahrungen und Erfahrbarkeiten der Sinne, geliebt-gehassten Problemdurchschnüffelungen, Vibrationen des namenlosen — „metaphysichen“ – Zentrums) einen einzigen kleinen Komplex von Worten zusammenzustampfen; Komplex von Worten, der ein geordnet holdes Vagieren ist und worin die allerhand irdischen Sensationen -- von den optischen bis zu den tastnervösen —, das allerhand Cerebrale, die allerhand Wollungen ineinanderschmilzen und einig zusammenfliessen mit dem Weltgefühl, das unsere Seele kennt. All dies kraft einer Vision gemischt und gefasst in das Gesetz einer Form —: das Gedicht ist da

Warum aber der Name „Lyrik“? Hat denn dergleichen mit Lyra und Lied etwas zu schaffen? Mit fahrenden Sängern und dem pfeifenden Handwerksbursch? Mögen immer die strengen Magister der Fröhlichkeit, die behaglichen Lobpreiser einer gemeinverständlichen Melancholie, kurzum die (so aufrichtigen) Verfechter des klassischen und romantischen Volksgedudels diese Frage bejahen: das Beste von Goethe und die tränentreibende Wunderpracht, die Hölderlin, George, Rilke uns geschenkt, „Lyrik“ zu nennen — darüber lacht mein Ohr und krümmt sich mein Sprachgefühl. Wenn wirklich Bezeichnungen wie Gedicht, Dichtung, Wortkunst nicht genügen, dann ziehe ich der „Lyrik“ immer noch die „Poesie“ vor — trotz allen Anklängen an Goldschnitt und Goldschmidt. „Poesie“ kommt schliesslich, ohne sich zu zieren, von ποιεῖν, machen, und heisst (falls das Einzelwerk gemeint ist) immerhin Machsal. Wogegen sich garnichts einwenden lässt; da doch jedes Gedicht komponiert, ziseliert, gemeisselt werden . . da jedes Gedicht am Ende qualvoll „gemacht“ sein will. Wenn steifbeinige Prophetensöhne dies Fakt bestreiten und kühn behaupten, ein Gedicht müsse „nicht gemacht, sondern gewachsen“ sein, so zeigt das nur, wie leicht Masochismus sich in alberne Theorien umsetzt . . .

Nun brauchte man sich ja über eine inadäquate Bezeichnung nicht besonders aufzuregen; aber diese hier birgt Gefahren. Sie ist gefährlich der Kunst jener Ersehnten, Kommenden, Köstlichen, welche Bedichter sind unserer grausig geliebten Städte; Gestalter unserer intellektischen Ekstasen, eisigen Gluten, süssen Flagellationen; unerhörte Zusammenraffer alles in letzten Menschen unerhört Durcheinanderwirbelnden. Diese kommende Kunst wird den Assoziationen von „Lyrik“, die der mittlere und auch der bessere Bürger notwendigerweise hat, noch heftiger zuwiderlaufen als selbst der Georgesche Brokat und die erschütternde Kondensiertheit Rilkescher Gesichte. Dieser kommenden Kunst, aus der auch die allerletzten Rudimente von Waldesgrün und Lerchensang, von Herz und Schmerz und Lust und Brust, von Sinnigkeit und Innigkeit und Kühen auf der Weide verduftet sein werden —: jeder schöngeistige Advokat und jede Lyzeumsziege wird dieser Kunst einfach das Dasein absprechen. Und ich höre schon, als Argument, entrüstet gefistelt die rhetorische Frage: „Ist denn das noch Lyrik?!“

Man wird dem Schöngeist und der Ziege sich sehr konträr fühlen, und wird dennoch sagen müssen: „Nein, Euer Liebden; Lyrik nun freilich ist dieses nicht!“ — worauf dann der fatale Begriffsstreit entbrennt.

Rotten wir jedoch den dämlichen Terminus beizeiten aus, so werden Schöngeist und Ziege sich schon ein anderes Argument suchen müssen; und der Nachweis, dass sie Zulus sind, gestaltet sich dann bequemer.

Kurt Hiller

Der Dogmatiker und der Voraussetzungslose

Dialog von John Wolfs

Personen: Kurt, *voraussetzungsloser Forscher. Hat eine untersetzte Gestalt, goldene Haare, goldene Brille und treue Augen.*
Fitz, *Dogmatiker.*

— — — — — — — — — — — — — —

Kurt: Halt, Fitz, wie beweisest Du Deine Behauptung der Existenz Gottes?

Fitz: Ich kann sie nicht beweisen.

Kurt: Dann treibst Du keine wahre Wissenschaft und kannst nicht zu den Quellen der Wahrheit dringen. Denn das kann nur die wahre, die voraussetzungslose Wissenschaft.

Fitz: Ich will garnicht voraussetzungslos sein, sintemalen ich Dogmatiker bin.

Kurt: Warum denn? Warum bist Du Dogmatiker?

Fitz: Wenn man den Dogmatismus beweist, widerlegt man ihn. Wie kannst Du, Fanatiker der Logik, solche Unlogik von mir verlangen?

Kurt: Jetzt bist Du gefangen! Du wolltest Deinen Dogmatismus nicht begründen, um ihn nicht aufzuheben. Also: die Ablehnung der Begründung begründetest Du. Du argumentierst logisch, selbst wenn Du logische Argumentationen ablehnst. Mithin: Rechtfertigst Du Dein Prinzip, so verleugnest Du es, rechtfertigst Du es nicht, so verleugnest Du es. Ergo ist Dein Prinzip falsch.

Fitz: Es kann mir egal sein, ob es falsch ist, da es garnicht richtig sein will. — Aber, o Voraussetzungsloser, warum bis Du denn voraussetzungslos?

Kurt: Denke an die Macht des Logikers über die Geister! Kann er nicht seine Gegner zu „folgerichtigem Denken“ zwingen, ihnen die eignen, wohlbegründeten Ueberzeugungen aufnötigen?

Fitz: Ist er nicht selbst der Logik blind ergeben? Nur als Sklave hat er Macht. Kurt, beweise: Warum soll man logisch denken? Warum soll man Sklave der Logik sein? Warum soll man Macht über die Geister haben? Warum soll man voraussetzungslos forschen? Das alles sind ethische Postulate. Beweise sie, bitte, doch.

Kurt: *(schweigt)*

Fitz: Du kannst sie nicht beweisen. Also bist Du Dogmatiker, Du Voraussetzungsloser. Jedoch, Du weisst nicht, dass Du Dogmatiker bist.

Kurt: Aber widersprichst Du Dir nicht selbst, wenn Du fortgesetzt aus Logik an der Autorität der Logik zweifelst?

Fitz: Ich gebe das zu. Aber spricht es wider mich, wenn ich mir widerspreche? Mein Dogmatismus beansprucht keine logische Geltung. Also kannst Du die Logik nicht gegen ihn ausspielen.

Kurt: Du sagst, Dein Dogmatismus beansprucht keine logische Geltung. Diese Behauptung rechtfertigst Du logisch. Das bleibt ein Widerspruch. Schaff' ihn hinweg.

Fitz: Habe ich gesagt, ich bekämpfe die Logik? Ich verhalte mich ihr gegenüber neutral. Ich ehre sie, wenn ich will, ich verachte sie, wenn ich will. Ich kann meinen Geist tanzen, ich kann ihn die Gedankenbahn hinschleichen lassen. Niemals falle ich aus der Rolle und verstosse gegen Prinzipien. Du aber, Voraussetzungsloser, kannst Dein Prinzip nicht vertreten, ohne es zu leugnen, nicht voraussetzungslos forschen ohne Voraussetzung. Du denkst logisch — aus Unlogik. Das Resultat unserer Unterredung? Nicht der voraussetzungslose Forscher, nur der Dogmatiker hat das Recht auf Logik.

Hermann Essig: Die Glückskuh

Die Pan-Bühne versuchte neulich im Modernen Theater Hermann Essigs Lustspiel „Die Glückskuh“ aufzuführen. Das Stück spielt in einem Dorfe unter plumpen habsüchtigen Bauern. Sein Inhalt: Der Kuhhandel zwischen den brutalen und den zärtlicheren Instinkten; beide Parteien werden betrogen, denn sie sind untrennbar ineinander verstrickt. Am meisten vergnügt mich Hermann Essig durch die Umkehrung einer gewohnten psychologischen Perspektive. Er stellt die Frauen als die Geistigeren dar, als die bewussteren Tiere, deren Entschlüsse in grösserer Helligkeit wachsen, ferner von besinnungsloser Dumpfheit; aber er empfindet sie auch als die Boshafteren, Härteren, Verlogeneren. Man würde den Hermann Essig einen grausamen Psychologen nennen, wenn man nicht fühlte: er liebt die Frauen viel zu sehr, um sie zu idealisieren; er kann noch da lächelnd geniessen, wo ein Strindberg tobt und anklagt. Zum Schluss aber, als man dem „Rebekkle“ die gestohlene Kuh wieder nimmt — die schöne braune Kuh mit den Ringelhörnern, die ihr so sanft über die Bühne gefolgt war —, als die Strafe droht und die Verlobung aufgelöst wird, versuchte mich der Dichter zu allerhand Mitleid zu verführen. Auf Grund der Tatsache, dass die Heldin ein Kind unter dem Herzen trägt. Und ich sollte mich freuen, dass dann doch der Oberamtmann mit der Aktenmappe durch einen wohlwollenden Machtspruch der Kleinen zu einem Mann verhilft. Hermann Essig also, der uns so lustig zu erschrecken verstand, ein Zergliederer menschlicher Seelen, hat Respekt vor dem Wohlwollen der Oberamtmänner und den Ideen des Bundes für Mutterschutz. Dieser Gedanke bedrückte mich auf dem nächtlichen Heimwege vom Theater.

Jakob van Hoddis

Von der Technik des Totschweigens

Am 7. Juli 1910 stellte ich in dieser Zeitschrift fest, dass die Berliner Presse über die Ausstellung des Malers Oskar Kokoschka im Salon Cassirer sich ausgeschwiegen hat. Am 6. Februar 1911 steht in der Abendausgabe des Berliner Tageblatts folgendes zu lesen:

> Der Aufreizendste unter diesen Kommenden ist der Maler Oskar Kokoschka. Er trat mit Führeraplomb aufs Schlachtfeld als Dichter, Maler, Stückschreiber und Regisseur. Die Leute über fünfundzwanzig waren zu einigem Misstrauen berechtigt, denn er hatte die Geste „Epatir les bourgeois.“ Wer aber den Bürger bluffen will, befindet sich noch in innigster Abhängigkeit von ihm. Dem Reifen kommt's ebensowenig darauf an, dem Bürger zu schmeicheln, als ihn zu „giften“. Auch in der neuen Ausstellung, die diese jüngste Künstlergruppe soeben in Wiener Hagenbund eröffnet hat, lebt sichtlich noch das Bedürfnis, lieber Empörung als Beifall zu wecken. Im grossen Ganzen aber haben es die jungen nicht nötig, um den Hass der Menge zu buhlen, denn sie haben, hinter allerlei absichtlichen Posen versteckt, Talent, und das ruft schon Zorn genug hervor. Kokoschka hat diesmal eine Menge Porträts ausgestellt, die auf den ersten Blick grotesk wirken. Absichtliche Unproportionen fallen ins Auge, koloristische Willkürlichkeiten reizen auf. Aber jedes dieser Porträts ist von einer Unbarmherzigkeit, wie sie nur ein ganz junger Mensch aufbringt, und je länger man um Bilder wirbt — und warum sollte man um die Dokumente der Jugend nicht werben? —, desto deutlicher liest man aus jedem dieser Gesichter und Fratzen die Tragödie eines Lebens. Gewiss, Herr Kokoschka ist nicht sehr gütig, aber seine Porträts sind doch keine Karikaturen, weil er seine Objekte durchaus nicht lächerlich machen will, indem er aus den Gesichtern ernste, zuweilen grauenhafte Tragödien herausliest. Edward Munch ist neben Kokoschka ein jovialer alter Herr.

Nun glaube man ja nicht, dass der Herr Kunstkritiker vom Berliner Tageblatt sich seine Ansicht bis zu diesem Tag überlegt hat. Diese Besprechung schrieb der Wiener Korrespondent des Berliner Tageblatts anlässlich einer Ausstellung von Oskar Kokoschka im Hagenbund. Nun frage ich: Was hat die Taktik des Totschweigens grosser Künstler in Berlin für einen Zweck, wenn man es über Wien unterbrechen kann? Ueber Wien! Vielleicht wird den Berliner Kunstkritikern, die ja angeblich den „Kunstmarkt“ beherrschen, das Blamable ihres Nachgehens begreiflich.

Trust

Offener Brief

Sehr geehrter Herr Walden!

Sie haben im „Ulk" jene Notiz von Fritz Engel gelesen, die sich mit meinen im „Sturm" veröffentlichten Versen befasst? Aber ich muss Ihnen eine Freude nehmen. Diese Notiz ist nämlich kein Stück für Ihre Sammlung; keine neue Demaskierung nur der primitivsten, blankesten . . . nun Vernageltheit. Hier kommen vielmehr Umstände hinzu, die Sie noch nicht kennen, und die die fesselnde Vorgeschichte des Aff . . . dieses Affronts bilden.

Ich hatte in einer Zeitschrift eine Glosse gegen einen Aufsatz von Felix Stoessinger über Heinrich Mann veröffentlicht. Dieser Aufsatz war kurze Zeit vorher in dem von Engel redigierten „Zeitgeist" erschienen. Es ist nun völlig ausgeschlossen, dass Engel meine Polemik dagegen verstanden hat. Denn ich bekämpfte den Psychologismus Stoessingers, der aus dem Ideelich-Gegenständlichen der Mannschen Werke teils belanglose (schien mir), teils unrichtige Schlüsse auf diesen Künstler gezogen hatte. Ich erhielt die Beifallsäusserung der berufensten und die Missfallsäusserung der unberufensten Seite. Ich hatte ja eine scharfe Bemerkung gegen den Redakteur des „Zeitgeist" gemacht und so den Unwillen des Ulk-Redakteurs erregt. Herr Engel nämlich, im „Zeitgeist" ein Gegenstand der Komik, versucht sie im „Ulk" zu erzeugen. Er sass am „Redaktionstelefon" und hörte von meinem Angriff. Und während er mit der linken Hand ängstlich den Hörer umklammerte, antwortete seine rechte, ich sei ein Antisemit (privatim). Und als ihm dieser quatsche Vorwurf verwiesen wurde (denn es ist auch kein Antisemitismus, Herrn Bartels erträglicher als Herrn Engel zu finden), stellte er mich erst privatim, dann öffentlich als einen harmlosen Geisteskranken dar (denn es ist ein abgeklapperter Schmiererbrauch, wenn man Maure davor hat, von einem Stärkeren unmöglich gemacht zu werden, dies in einer Ueberlegenheitspose auszusprechen). Er griff aus einem im „Sturm" erschienenen Gedicht die unanfechtbarsten Verse heraus, schrieb eine Notiz für den „Ulk", betitelte sie „Lütiti", verschwieg aber für die gebildeten Leser des „Ulk" den Namen des „Sturm", damit diese nicht das ganze Gedicht nachprüfen könnten (da ihnen ja meine Verse als nicht lächerlich auffallen mussten und die Prüfung des ganzen Gedichts Herrn Engel glatt blamiert hätte). Dazu nannte er die von hm zitierten Verse „übergeschnappte Hebammenphantasie". . . . Und das ist wirklich schade . . . Doch ergibt sich daraus, dass Retourkutschen Freitag früh fahren, will sagen, dass es nicht darauf ankommt, festzustellen, wie ein Künstler zu dem Ideelich-Gegenständlichen seiner Werke kommt, doch sehr darauf, wie ein kenntlicher Herr Engel zu dem Vergleich mit einer „übergeschnappten Hebamme" als welche ich mit hochachtungsvollem Grusse verbleibe.

Ernst Blass

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

ALFRED MOMBERT
Aeon vor Syrakus / Drama
Verlag Schuster und Loeffler, Berlin

PAUL ZECH
Waldpastelle / Gedichte
Verlag A. R. Meyer, Wilmersdorf-Berlin

NOUVELLE REVUE FRANÇAISE
Monatsschrift / Einzelne Nummern auf Bütten ein Franc fünfzig Centimes / Jahresbezug für das Ausland achtzehn Francs
Paris / Marcel Rivière & Cie / 31 rue Jacob

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

Bund für Gesundes Leben (B. f. G. L.)
(Sitz Leipzig.)

Als Synthese aller Reformbestrebungen modernen Lebens und zur Pflege gesunder Lebensanschauungen und Lebensziele und zur Förderung hygienischer Kultur dient unsere Monatsschrift

„Gesundes Leben“

die gleichzeitig das Organ des „B. f. G. L.“ und vieler Reformvereine ist. Beilagen: Der Kinderarzt; Der Haushalt; Durch Heimat und Fremde; Aus der Natur. Schriftleitung: **L. u. L. Ankenbrand.** Viele andere Vergünstigungen sind aus den Satzungen ersichtlich. Jahresbeitrag Mk. 5, . Ausführliche Prospekte und Probenummern umsonst und postfrei durch den Verlag:

Zentrale für Reformliteratur **Dr. Hugo Vollrath**, Leipzig.

Preis 1 Mark **Preis 1 Mark**

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

•••••• ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN ••••••

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia“ / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend **Sicher wirkend**

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Potsdamer Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
GROSSES KÜNSTLER-KONZERT

:: Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften ::

„Der Forscher“

Illustriertes Zentralblatt für deutsche Forschung

Herausgeber: **Bund deutscher Forscher, Hannover,** unter hoher Ehrenpräsidentschaft Sr. hochfürstl. Durchlaucht des Prinzen Bernhard zur Lippe, Redaktion: **Georg August Grote, Hannover**

Jährlich zwölf starke Hefte mit Beiträgen berühmter Autoren. Ordentliche Mitglieder des Bundes deutscher Forscher erhalten den „Forscher“ unentgeltlich und portofrei gegen den Jahresbeitrag von Mk. 5.—, bezw. K. 6.—, fördernde Mitglieder gegen den Jahresbeitrag von Mk. 6.—, bezw. K. 7,20. Jahresabonnement Mk. 5,50, bezw. K. 6.— inklusive Porto

Probenummer gratis und franko

Inserate finden im „Forscher“ ∴ wirksamste Verbreitung ∴

Insertionspreis: Die dreimal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

— Geschäftsstelle: —
Forscher-Verlag, Hannover

In keinem Hause sollte fehlen:

Felke-Zeitung

Zeitschrift für naturgemässe Lebens- und Heilweise und Homöopathie nach der von Pastor Felke in Repelen begegründeten Heilmethode :

Sie erscheint allmonatlich unter Mitwirkung mehrerer Aerzte und hervorragender Sachverständiger. Sie bringt ausführliche Aufsätze über die verschiedensten Krankheiten und deren Behandlung. ferner über Naturheilkunde Homöopathie, Licht-, Luft- und Sonnenbäder usw.

Abonnementspreis jährlich
3 Mark

Abonnements nehmen die Briefträger und jede Postanstalt entgegen.

Verlag der „Felke-Zeitung“
Krefeld (Rheinland).

Verlag „Der Sturm“

Wir übernehmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier
52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstr. 5.

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg.
:-: **Hofopernsänger** :-:

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: VIa 18926

:-: ERTEILT :-:
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Verlag Paul Reinike
Wilmersdorf

HERWARTH WALDEN:
Bruder Liederlich
Für Gesang und Klavier
Mk. 1,50

Verlag Oesterheld & Co.

In unserm Verlag erschien

Else Lasker-Schüler:

Die Wupper

Drama

Mk. 2,50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Nummer 315/316
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

HOHENZOLLERN
Kunstgewerbehaus

Friedmann & Weber

HOFLIEFERANT IHRER MAJESTÄT
DER KAISERIN UND KÖNIGIN

W 8 · BERLIN · W 8
Leipzigerstrasse 13

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
KUNSTGEWERBE
ANTIQUITÄTEN UND STOFFE

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,

Mauerstrasse 86—88 •• **Telephon I 7497**

Hänse Herrmann

Künstlerische Lichtbilder
::: Heimaufnahmen :::

BERLIN W. / Potsdamerstrasse 134a
Nähe Potsdamerplatz

Fernsprecher: Amt VI, 14967

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester** **Leipzig**

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom., Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.